

Kein Volk aus eigener Kraft

Eidgenössischer Dank-, Buss- und Bettag · 20. September
2026 · Kirche Küssnacht

«Insbesondere bitte ich euch nun, vor Gott einzutreten für alle Menschen in Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung, für die Könige und alle Amtsträger, damit wir ein ruhiges und gelassenes Leben führen können, fromm und von allen geachtet. Das ist schön und gefällt Gott, unserem Retter, der will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Einer nämlich ist Gott, einer auch ist Mittler zwischen Gott und Menschen, der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat als Lösegeld für alle – das Zeugnis zur rechten Zeit. Dafür bin ich eingesetzt worden als Herold und Apostel – ich sage die Wahrheit und lüge nicht –, als Lehrer der Völker, im Glauben und in der Wahrheit. Mein Wille ist nun, dass die Männer überall beim Gebet ihre Hände in Reinheit erheben, frei von Zorn und feindseligen Gedanken.»

1. Timotheus 2,1–8 · Zürcher Bibel (2007)

Kinder, die zwischen Ruinen und Bombenkratern aufwachsen, brauchen niemanden, der ihnen Psalm 107 erklärt. «Sie irrten umher in der Wüste ... waren hungrig und durstig, und ihre Seele verzagte in ihnen» – für die Kinder im Libanon und in Syrien, denen die heutige Kollekte gilt, ist das keine Dichtung. Es ist Dienstagnachmittag.

Und dann sitzen wir hier, am dritten Sonntag im September, in einem Land, das seit über 150 Jahren von Krieg verschont geblieben ist, und sollen dankbar sein. Busse tun. Beten – für «Könige und alle, die in Hoheit stehen», wie es der erste Timotheusbrief will. Wofür eigentlich? Und, das ist die unbequemere Frage: aus welchem Recht heraus überhaupt?

I. Ein Bündnis, kein Volk

Am 1. August feierten wir 1291 – den Bundesbrief von Uri, Schwyz und Unterwalden. Doch diese Orte verstanden sich nicht als Kanton oder gar als Nation, sondern als Genossenschaften im kirchenrechtlichen Sinn: aus den Pfarreien heraus, mit Adel und freien Landleuten gemeinsam am Tisch, durch einen gemeinsamen Eid verbunden – daher der

Name: Eid-Genossenschaft. Nur bis dorthin allerdings: Wer als Leibeigener galt, sass nicht mit.

Der Anlass war nüchtern: Im Juli 1291 starb König Rudolf von Habsburg – und mit ihm die Instanz, die den Talschaften ihre Reichsfreiheit garantiert hatte. Was man im August 1291 beschwor, war kein Aufstand gegen das Reich, sondern der Versuch, in einem Machtvakuum zu sichern, was das Reich bisher garantiert hatte. Diese Genossenschaften blieben denn auch noch Jahrhunderte Teil des Heiligen Römischen Reichs. Noch 1644 liess Bern sein Stadttor mit dem Reichsadler schmücken – offenbar unbeeindruckt vom eigenen Freiheitsmythos, den erst das 19. Jahrhundert erfinden sollte. Und der Westfälische Friede 1648 – gern als Geburtsurkunde der Unabhängigkeit verkauft – bestätigte lediglich Basels Privilegien.¹

Auch die zweite Legende verdient einen nüchternen Blick: eine der ersten Demokratien der Welt sei hier entstanden. Der Held dieser Erzählung, Wilhelm Tell, taucht in den Quellen erst um 1470 auf – zwei Jahrhunderte nach der angeblichen Tat. Und Selbstverwaltung heisst nicht Demokratie. Schweizerische Gleichheit bedeutete für die Zeitgenossen vor allem: sich selbst dem Adel ebenbürtig fühlen zu dürfen. In den eng verbündeten Rätischen Bünden hatten wenige Familien – Salis, Planta, Guler – ein Beinahe-Monopol auf die Ämter.² Am krassesten Luzern: Ein Gesetz von 1773 fror die Zahl der ratsfähigen Familien endgültig ein – rund dreissig Geschlechter wie die Pfyffer oder die Segesser –, dort fand sich das konzentrierteste Patriziat der ganzen Eidgenossenschaft.³ Auch Bern wurde über Generationen von denselben paar Dutzend Geschlechtern regiert – von Erlach, von Wattenwyl, Steiger. Und selbst dort, wo formal die Zünfte herrschten, wie in Zürich, blieb die Macht in denselben Händen.⁴

Selbst an der Tagsatzung wählten nicht Bürger, sondern Orte – jeder mit zwei Stimmen, unabhängig von Grösse. Die eroberten Untertanengebiete blieben ganz ohne Vertretung.⁵ Wer «die alte Eidgenossenschaft» sagt, meint eher eine Oligarchie korporativer Körperschaften als eine Demokratie freier Bürger. Diese Oligarchie musste erst noch zur Demokratie werden – und das geschah in einem eigenen, viel kürzeren Anlauf. Der Weg von dort zu «allen Schweizerinnen und Schweizern ab 18» ist kürzer, als das Bundesfeier-Pathos suggeriert. 1848: allgemeines Männer-Stimmrecht. Erst 1971, das Frauenstimmrecht auf Bundesebene – Appenzell Innerrhoden erst 1990, durch Bundesgerichtsurteil, nachdem die Landsgemeinde

es zuvor in 28 Sekunden abgelehnt hatte. Und erst 1991 sank das Stimmrechtsalter auf 18.⁶ «Alle Schweizerinnen und Schweizer ab 18» als vollständige Wirklichkeit: keine 35 Jahre alt. Was uns trägt, ist also kein Fels, kein lange gewachsenes Fundament. Es ist, von Anfang an, ein Bündnis, eines, das immer wieder neu verhandelt werden will.

II. Wessen Schuldner wir sind

Genau hier setzt unser Predigttext an. Der erste Timotheusbrief, wohl vom Anfang des 2. Jahrhunderts,⁷ fordert Fürbitte «für alle Menschen», ausdrücklich auch «für Könige und alle, die in Hoheit stehen». Weil, so der Text, «ein Gott» ist und «ein Mittler» – mesitēs, ein Rechtsbegriff: jemand, der zwei Parteien zusammenbringt, die sich selbst nicht zusammenbringen können. Die Weite der Fürbitte gründet in Gott, nicht im Staat.

Und ein solcher Mittler übt: Stellvertretung – Verantwortung übernehmen, die nicht die eigene ist, für andere eintreten, ohne sich selbst zu schonen.⁸ Genau das ist Mittler sein: nicht Vermittlung aus sicherer Distanz, sondern durch Übernahme.

Schon Zwingli hat das 1524 in seiner Schrift «Der Hirt» so gefasst: Mit Seneca nennt er die Obrigkeit ein beneficium – ein Amt der Guttat, nicht der Selbstherrlichkeit –, und hält mit Römer 13 fest, dass man ihr etwas schuldig ist.⁹ Zugleich aber, sagt Zwingli, habe Gott seinem Volk «Hirten» gegeben, so wie Sparta seine Ephoren hatte und Rom seine Tribunen: eine Stimme, die auch dem Mächtigsten widerspricht, wenn er sein Amt missbraucht.¹⁰ Genau das tun wir heute Morgen: nicht nur um etwas bitten, sondern erinnern, wofür Obrigkeit überhaupt da ist.

Der Verfassungsrechtler Böckenförde hat das vierhundert Jahre später in nüchterner Prosa wiederholt: «Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.»¹¹ Wenn ein Zürcher Reformator und ein deutscher Verfassungsrichter, vierhundert Jahre getrennt, zum gleichen Schluss kommen, sollte uns das entweder überzeugen oder misstrauisch machen. Der Staat kann Gesetze erlassen, Grenzen sichern, Steuern erheben – aber sich selbst kein Vertrauen schenken, keinen Zusammenhalt. Das muss von anderswo kommen.

Und darin liegt die Pointe eines staatlich verordneten Bettags: Schon 1832 legt die Tagsatzung – die Gesandtenversammlung der damals noch souveränen Kantone, lange vor der Gründung des Bundesstaates 1848 – einen Sonntag im September als Betttag fest. Das gesteht implizit ein, was Zwingli und Böckenförde je auf ihre Weise sagen: Auch ein Bund souveräner Kantone weiss, dass er sich nicht selbst genügt. Das ist keine Schwäche. Das ist ziemlich redlich.

III. Der Zusammenhalt und seine Falle

Aber, woher kommt Zusammenhalt, wenn nicht aus uns selbst? Ein unbequemer Befund: Krieg schuf den Staat, und der Staat schuf Krieg¹² – äussere Bedrohung ist historisch der stärkste Kitt innerer Kohäsion. Der Betttag selbst bestätigt das, gleich mehrfach: 1639, mitten im Dreissigjährigen Krieg, aus Dank für die bisherige Verschonung. 1643 zogen die katholischen Orte nach – allerdings an einem eigenen Datum: Selbst der Dank blieb konfessionell getrennt. Erst 1797, unter dem Druck der Revolutionskriege, fand der erste gemeinsame Betttag von Katholiken und Reformierten überhaupt statt – die äussere Bedrohung schaffte, was hundertfünfzig Jahre Kirchenpolitik nicht vermocht hatten. Und 1848, nach dem Sonderbundskrieg, wurde er endgültig zum einigenden Ritual eines noch zerrissenen jungen Bundesstaats.

Aber dieselbe Geschichte zeigt schon die Kehrseite: 1643 einte die Bedrohung gerade nicht, sondern liess die konfessionelle Trennung unangetastet – jeder dankte auf seine Weise, am eigenen Datum. Genau darin liegt die Falle: Wer seinen Zusammenhalt vor allem aus der Abwehr eines Feindes bezieht, macht sich von ihm abhängig. Was bliebe von dieser Gemeinschaft, verschwände der Feind?

Und noch viel schlimmer: Der letzte Massstab ist dann nicht mehr Gott, sondern die eigene Behauptung gegen die Bedrohung – die Gemeinschaft setzt sich selbst an die Stelle, die eigentlich nur Gott zusteht.¹³

Die Frage ist nicht nur historisch oder gar theoretisch. In einer Woche stimmen wir über die Neutralitätsinitiative ab. Ich sage bewusst nicht, wie Sie stimmen sollen – das muss, jede und jeder für sich entscheiden.¹⁴ Aber die Frage dahinter gehört hierher: Wie bleiben wir im Frieden, wenn vor der Tür Krieg herrscht? Schon Zwingli wusste, wie gefährlich

Friedensrhetorik sein kann so schrieb er: «Immer wenn sie anfangen, vom Frieden zu reden, geschah dies stets zu ihrem Vorteil, worauf der Krieg jeweils so schlimm wurde.» Er meinte die «falschen Hirten» seiner Zeit.¹⁵ Ehrlicherweise: Zwingli selbst war kein Pazifist, er fiel 1531 bei Kappel im Krieg. Aber genau das macht seine Warnung glaubwürdiger, nicht weniger: Frieden ist keine Floskel, die man sich leistet, solange es passt.

Der Berner Pfarrer Bruno Bader hat es kürzlich so gesagt: «Theologisch bedeutet Frieden mehr als ›Nicht-Krieg‹. Es beschreibt einen Zustand des Rechts, der Gerechtigkeit und der Unversehrtheit.»¹⁶ Das ist mehr, als Neutralität und jede Armee je garantieren kann.

Ich diene selbst als Seelsorger in der Armee. Vor einiger Zeit sprach ich mit einem orthodoxen Armeeseelsorger der polnischen Armee, der sechs Monate in der Ukraine diente. Er erzählte mir, wie sich sein eigenes theologisches Reden seither verschoben hat: je länger, je mehr auf Gnade, Liebe und Barmherzigkeit hin. Nicht, weil ihm das Gesetz und die Busse weniger wichtig geworden wäre. Sondern weil er erlebt hat: Wo Menschen damit leben müssen, dass sie selbst getötet haben, frisst einige das schlechte Gewissen von innen her auf. Mit Busse und dem Sündenkanon kommt man da nicht weit. Das kommt später – viel später. Zuerst muss die Gnade tragen.

Das hat mich seither nicht mehr losgelassen. Genau da beginnt für mich der Dreiklang dieses Tages, ganz konkret.

Dank, weil wir das nicht erleben müssen – nicht aus eigener Stärke, sondern aus einer Verschonung, die wir uns nicht verdient haben.

Busse, weil diese Verschonung so leicht zur Selbstverständlichkeit wird, zu etwas, das uns einfach zusteht, statt uns still zu machen.

Und Gebet – weil das Ehrlichste, was mir nach solchen Gesprächen bleibt, nicht ein Ratschlag ist, sondern die Fürbitte für Kollegen, deren Alltag meinem so wenig ähnelt.

Und auch ich frage mich, was uns eigentlich am besten schützt.

Wachsamkeit, ja. Verteidigungsbereitschaft, ja. Aber Heidegger hat 1966, in seinem letzten grossen Interview, einen Satz gesagt, den ich bemerkenswert finde: «Nur noch ein Gott kann uns retten.»¹⁷ Nicht, weil wir nichts tun könnten oder sollten. Sondern weil selbst die strengste Form der Neutralität nicht die letzte Frage beantwortet, nämlich ob wir wirklich sicher sind.

Psalm 107 zeigt den anderen Weg. Der Refrain, der ihn viermal durchzieht, preist Gottes Gnade – nicht als beiläufiges Wohlwollen, sondern als eine Treue, die hält, auch wenn die andere Seite nichts dazu beigetragen hat, sie zu verdienen. Dort ist Dank nicht die Frucht von Stärke. Er entsteht aus dem Schrei in echter Not – Wüste, Gefangenschaft, Krankheit, Sturm. Für die Kinder, denen die heutige Kollekte gilt, ist das kein frommes Bild. Sie schreien nicht metaphorisch.

Synthese

Was heisst das für uns? Vielleicht dies: dass wir aufhören dürfen, so zu tun, als stünden wir aus eigener Kraft da – als Einzelne, als Nation, und, ja, auch als Armee. Was uns trägt, war nie ein Fels, sondern ein Bund: eine Genossenschaft im 13. Jahrhundert, und ein Mittler, mit Namen Jesu im 1. Jahrhundert, eine Rettung, die keiner sich selbst verdankt.

Ob unser Bund trägt, wenn es wirklich darauf ankommt – ich weiss es nicht. Vielleicht ist genau das nicht das Schlechteste, woran man sich am Dank-, Buss- und Bettag erinnert: dass wir nie fertig waren – als Einzelne, als Kirche, als Eidgenossenschaft. Und nie fertig werden. Nicht aus eigener Kraft. AMEN

Anmerkungen

1. Peter H. Wilson, *Heart of Europe: A History of the Holy Roman Empire*, Cambridge, MA: The Belknap Press of Harvard University Press, 2016, S. 585–591.
2. Historisches Lexikon der Schweiz / Wikipedia, Art. «Patriziat (Luzern)».
3. Wikipedia, Art. «Liste der bis 1798 regimentsfähigen Geschlechter der Stadt Bern» und «Patriziat (Alte Eidgenossenschaft)».
4. Ebd.
5. Ebd.
6. Historisches Lexikon der Schweiz, Art. «Frauenstimmrecht»; Bundesgerichtsentscheid vom 27.11.1990; eidgenössische Abstimmung vom 3.3.1991.
7. Mayordomo, Moisés: *Einleitung in das NT – Vorlesungsskript* (Universität Basel, HS 2015).
8. Dietrich Bonhoeffer, *Ethik*, hg. von Eberhard Bethge, München: Chr. Kaiser, 1949 (kritische Ausgabe: Dietrich Bonhoeffer Werke, Bd. 6, hg. von Ilse Tödt, Heinz Eduard Tödt, Ernst Feil, Clifford Green, Gütersloher Verlagshaus, 1992), Abschnitt «Verantwortliches Leben».
9. Huldrych Zwingli, *Der Hirt* (1524), übers. Hans Rudolf Lavater (1997).
10. Ebd.
11. Ernst-Wolfgang Böckenförde, «Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation», in: ders., *Recht, Staat, Freiheit: Studien zur Rechtsphilosophie, Staatstheorie und Verfassungsgeschichte*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991

(erw. Ausg. 2006), S. 92–114.

12. Charles Tilly, «War Making and State Making as Organized Crime», in: Peter Evans, Dietrich Rueschemeyer, Theda Skocpol (Hg.), *Bringing the State Back In*, Cambridge University Press, 1985.

13. Walter Mostert, *Zur Unterscheidung theologischen und ideologischen Denkens* (1969/posthum).

14. «Was kirchliche Stimmen zur Neutralitätsinitiative sagen», ref.ch, September 2026.

15. Huldrych Zwingli, *Der Hirt* (1524), übers. Hans Rudolf Lavater (1997).

16. «Was kirchliche Stimmen zur Neutralitätsinitiative sagen», ref.ch, September 2026.

17. Martin Heidegger, «Nur noch ein Gott kann uns retten», *Der Spiegel*, 31. Mai 1976 (Interview geführt 23. September 1966).

Bibliographie

Böckenförde, Ernst-Wolfgang: «Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation», in: ders., *Recht, Staat, Freiheit: Studien zur Rechtsphilosophie, Staatstheorie und Verfassungsgeschichte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991 (erw. Ausg. 2006), S. 92–114.

Bonhoeffer, Dietrich: *Ethik*. Hg. von Eberhard Bethge. München: Chr. Kaiser, 1949 (kritische Ausgabe: Dietrich Bonhoeffer Werke, Bd. 6, hg. von Ilse Tödt, Heinz Eduard Tödt, Ernst Feil, Clifford Green, Gütersloher Verlagshaus, 1992).

Heidegger, Martin: «Nur noch ein Gott kann uns retten». *Der Spiegel*, 31. Mai 1976 (Interview geführt 23. September 1966).

Historisches Lexikon der Schweiz (HLS): Art. «Frauenstimmrecht»; Art. «Patriziat (Luzern)».

Wikipedia: Art. «Liste der bis 1798 regimentsfähigen Geschlechter der Stadt Bern»; Art. «Patriziat (Alte Eidgenossenschaft)».

Mayordomo, Moisés: *Einleitung in das NT – Vorlesungsskript*. Universität Basel, HS 2015.

Mostert, Walter: *Zur Unterscheidung theologischen und ideologischen Denkens* (1969/posthum).

«Was kirchliche Stimmen zur Neutralitätsinitiative sagen». ref.ch, September 2026.

Tilly, Charles: «War Making and State Making as Organized Crime», in: Evans, Peter/Rueschemeyer, Dietrich/Skocpol, Theda (Hg.), *Bringing the State Back In*. Cambridge University Press, 1985.

Wilson, Peter H.: *Heart of Europe: A History of the Holy Roman Empire*. Cambridge, MA: The Belknap Press of Harvard University Press, 2016.

Zwingli, Huldrych: *Der Hirt* (1524). Übers. Hans Rudolf Lavater (1997).

Zürcher Bibel (2007). Zürich: Genossenschaft Verlag der Zürcher Bibel beim Theologischen Verlag Zürich.